

Hollywood

Du sollst nicht töten

Mit seinen Oscars feiert Hollywood am liebsten die eigene Prächtigkeit. Doch die Schauspielerepreise gingen diesmal an zwei kleine, aufregende Außenseiter-Werke: an Nicolas Cage für „Leaving Las Vegas“ und für „Dead Man Walking“ an Susan Sarandon. Ihr Film, der die Todesstrafe zum Thema hat, kommt nächste Woche in die deutschen Kinos.

Natürlich ist sie gerührt, und natürlich strahlt sie. Sie ist eine zarte, fein modellierte Schönheit mit kastanienrotem Haar, sie hat die strahlendsten Augen des amerikanischen Kinos seit Bette Davis, sie wird in ein paar Monaten 50, und jetzt endlich steht sie ganz oben und kann mit ihrem Oscar winken.

Vor drei Jahren hat Susan Sarandon, zusammen mit ihrem Lebensgefährten Tim Robbins, einen Auftritt bei der Oscar-Verleihung genutzt, um volle 28 Sendesekunden lang den hundert Millionen Fernsehzuschauern mit einem Protest gegen die staatliche Aids-Politik die Jubellaune zu verderben. Die Lawine von Haßpost, die danach auf sie herunterprasselte, gab den beiden schwer zu denken; im folgenden Jahr wurden sie durch Nichteinladung zur Oscar-Übergabe abgestraft.

Nach wie vor neigt Hollywood, das versteht sich, zum Prächtigen, Repräsentativen. Als bester Film wurde diesmal Mel Gibsons Historienspektakel „Braveheart“ gefeiert. Um so mehr findet Susan Sarandon in der Auszeichnung, die sie nun gewonnen hat, auch eine Genugtuung eigener Art. Fern aller Schauspielerei war sie seit Vietnam-Protestzeiten eine streitbare Bürgerrechtlerin und wird es bleiben, nicht nur in Frauenfragen, weshalb sie in den Akten der CIA als „Handlangerin des internationalen Terrorismus“ geführt wurde. 1984 ist sie nach Nicaragua gefahren und kam mit der Einsicht zurück, daß man „meine Steuergelder mißbraucht, um dort Kindergärten zu bombardieren“; auch zur Zeit des Golfkrieges wollte sie nicht mit den Wölfen heulen; und heute sagt sie, mit Blick auf ihren Film „Dead Man Walking“: „Es bedrückt mich, in einem Staat zu leben, der sich das Recht anmaßt, Menschen zu töten.“

Es geht um die Todesstrafe. An dieser demokratischen Institution scheidet sich, vielleicht schärfer als je, die westeuropäische von der amerikanischen Zivilisation, die einander doch sonst bis zum Verwechseln ähnlich geworden sind. Nirgendwo in Westeuropa wird ei-



Oscar-Gewinnerin Sarandon: Nie mit den Wölfen heulen

REUTERS

ne Wiederbelebung der Todesstrafe erwogen, in den USA hingegen ist ihre Abschaffung undenkbar.

Die US-Praxis der Todesstrafe ist häßlich, weil sie die Fratze der Klassen- und Rassenjustiz zeigt: Wer sich tüchtige Anwälte leisten kann, hat die Chance, dem Todestrakt zu entgehen. Ein Großteil der über 3000 Verurteilten, die derzeit auf ihre Hinrichtung warten, gehört zu jenen, die schon immer zu kurz kamen: Arme, Schwarze, Ungebildete. Und manchmal hält es auch ein liberaler Politiker für opportun (wie einst Bill Clinton in Arkansas), sich durch eine Exekution beim Wahlvolk als starker Mann zu profilieren.

Das heimliche schlechte Gewissen der Gesellschaft jedoch verrät sich in den Subtilitäten der Prozedur. In der Regel dauert es viele Jahre, bis ein Verurteilter durch alle Instanzen und nach allen Regeln der Kunst zur Tötung freigegeben wird. Und dann tritt eine aufwendig distanzierende Apparatur zwischen den Scharfrichter und seine Tat, um diese zu einem bürokratischen Knopfdruck zu banalisieren: Durch Technik soll garantiert werden, daß man dem Menschen, den man umbringt, dabei doch bestimmt kein bißchen weh tut.

Der Experte, der in dem Film „Dead Man Walking“ das Infusions-High-Tech-Tötungsgerät des Staates Louisiana anpreist, sagt: „Da wirst du so sanft eingeschlüpfert wie ein altes Pferd.“ Wer sich den Film ansieht, weiß ein für allemal, wie das geht: Erst überschwemmt ein Betäubungsmittel den Kreislauf des Opfers, dann kommt das Gift, das schlagartig die Lungen explodieren läßt.

Der Film „Dead Man Walking“ beruht auf einem „Augenzeugenbericht“ der Nonne Helen Prejean, die in den achtziger Jahren in New Orleans auf sich nahm, was selten einer Frau zugemutet wird: einen Schwerverbrecher, einen Vergewaltiger und Mörder als persönliche Seelsorgerin die letzten Monate, Wochen und Tage lang zum Tod zu begleiten. Für die Schauspielerin Susan Sarandon, die diesen Film vom ersten Tag an als ihre Sache durchgesetzt hat und ihn nun mit herzbewegender Leidenschaftlichkeit trägt, ist er eine Erfüllung über jede Erwartung hinaus, ein Werk, in dem alles zusammenkommt, woran ihr liegt.

„Dead Man Walking“ ist der zweite Spielfilm, mit dem sich der Schauspieler Tim Robbins, 37, als Autor und Regisseur beweist und bewährt: Er treibt Susan Sarandon und Sean Penn (der dafür den Schauspielerepreis der Berlinale gewann) mit unendlich geduldiger Unerbittlichkeit in ein Hochspannungs-Psychodrama, bei dem einem der Atem stockt: nichts beschönigend, ganz und gar versessen auf die innere Wahrheit einer Erfahrung.



Stars Sarandon, Penn in „Dead Man Walking“: Psychodrama im Todestrakt

SPIEGEL-Gespräch

„Ich bin, was ich bin“

Susan Sarandon über Familie, Karriere und „Dead Man Walking“

SPIEGEL: Frau Sarandon, wie lernt man als Schauspielerin mit Manhattan als Lebensmittelpunkt eine Nonne kennen, die als Sozialarbeiterin in einem Schwarzenviertel in New Orleans tätig ist?

Sarandon: Am liebsten sage ich: Das muß eine himmlische Fügung gewesen sein. Ich bin von zwei ganz verschiedenen Seiten auf das Buch „Dead Man Walking“ von Schwester Helen Prejean hingewiesen worden, gleich als es 1993 erschien. Es packte mich sofort, und als ich kurz danach zu den Dreharbeiten für „Der Klient“ nach New Orleans aufbrach, rief ich Helen Prejean an, weil ich sie treffen wollte. Sie wußte nicht, wer ich bin, war begreiflicherweise allem gegenüber skeptisch, was nach Hollywood klang, und hatte sich, um sich ein Bild von mir zu machen, aus einer Videothek „Thelma & Louise“ besorgt. Das gab gleich reichlich Gesprächsstoff.

SPIEGEL: Sie muß gestaunt haben.

Sarandon: Ach nein. Sie lebt in einem Stadtteil, wo schon kleine Jungen mit Schußwaffen in der Tasche herumlaufen. Sie ist wirklich das Gegenteil aller Nonnen, mit denen ich je im Leben zu tun hatte, und nicht nur, weil sie keine Ordenstracht trägt. Ich war ja einmal ein wirklich frommes Kind, ich habe inbrünstig darum gebetet, als Heilige in

den Himmel zu kommen, und da ich mich von diesen Ideen weit entfernt habe, hat es mich beeindruckt, wieviel Kraft der Glaube einer Person wie Helen Prejean gibt.

SPIEGEL: „Glauben ist Arbeit“, sagen Sie im Film.

Sarandon: So muß es wohl sein. Ich habe Helen Prejean dann eingeladen, bei uns zu wohnen, als sie zu einer Buchpräsentation nach New York kam. Wir haben uns angefreundet, und ich habe Tim Robbins dazu gebracht, für seine Filmfirma eine Option auf „Dead Man Walking“ zu erwerben. Aber dann ging die Sache nicht weiter. Tim verschanzte sich hinter der Arbeit an einem anderen Drehbuch, und nach etwa einem Jahr wurde ich ungeduldig . . .

SPIEGEL: Vielleicht wollte er, da er als Schauspieler gerade den Zuchthausfilm „Die Verurteilten“ hinter sich hatte, nicht schon wieder in das klaustrophobe Knastmilieu eintauchen?

Sarandon: Ich hatte inzwischen etwa acht andere Rollenangebote ausgeschlagen, weil ich so besessen war von „Dead Man Walking“, aber als ich zu Tim sagte, um ihm aus seinem Dilemma zu helfen: Laß uns einen anderen Autor und einen anderen Regisseur dafür suchen, da wollte er das Projekt doch keinesfalls aus der Hand geben. Plötzlich sprang der Funke über, und dann ging alles überraschend schnell: Wir trieben das

Das Gespräch führte SPIEGEL-Redakteur Urs Jeny in London.